

Zeitschrift: Wissen und Leben
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Boccaccio
Autor: Walser, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BOCCACCIO

Das Städtchen Certaldo feierte im verflissenen Sommer die sechshundertste Wiederkehr der Geburt seines großen Sohnes: Giovanni Boccaccio. So mögen auch wir in kurzen Zügen *einige* der Hauptmomente dieses Dichterlebens festhalten und den Richtlinien folgend, die seine Lebensbahn durchfurchen, einen Einblick gewinnen in die vielverschlungenen Ziele und Hoffnungen seiner Zeit.

Als Kind der freien Liebe erhielt Boccaccio im Jahre 1313 von einer unbekanntem Französin zu Paris das Leben. Doch schon bei der Geburt stand neben den gütigen Feen, die ihm die herrlichen Gaben seines Geistes in die Wiege legten, die graue Sorge. Auch sie spendete ihr Geschenk: es war in schneidendem Widerspruch zu den künftigen glänzenden Schöpfungen seiner Phantasie die Last eines kümmerlichen, bedrückten Daseins mit wenig sonnigen Tagen und einem Ende in düsterer Schwermut. Kaum einige Monate alt wurde Giovanni vom Vater, dem ehrsamem, guelfisch gesinnten Kaufmann Boccaccio di Chellino aus Certaldo, über die Berge nach dem heimatlichen Städtchen gebracht. Dort wuchs der Knabe heran in einer kalten, freudlosen Jugend. Gegen das Jahr 1330 sandte ihn der alte Boccaccio in die kaufmännische Lehre nach Neapel. Denn er hatte beschlossen, sich zu verheiraten und empfand dabei die Gegenwart des heranwachsenden Knaben als störend. Diese Übersiedelung nach dem glanzvollen, in südlicher Farbenglut strahlenden Neapel wurde entscheidend für die künftige Laufbahn unseres Dichters und leitete ihn in einer ganz andern Richtung, als es der spießbürgerliche Vater erhoffte.

Der Kaufmannsberuf widersprach dazu entschieden den Neigungen des jungen Boccaccio. Sechs Jahre verbrachte er darin ohne jeden Erfolg, dann willigte der Vater wenigstens darein, dass sich sein Sprössling dem Studium des kanonischen Rechts zuwende. Und wiederum gingen sechs Jahre ins Land und abermals kam nichts heraus. Zornig ward der Sohn heimberufen. So kam Giovanni nach zwölfjähriger Abwesenheit wieder in der Heimat an: als ein verfehlter Kaufmann und ein entgleister Jurist. Was hatte er in den langen Jahren seines neapolitanischen Auf-

enthalt getrieben? Wenige briefliche Nachrichten vermelden, dass der Bibliothekar König Roberts von Neapel, Paolo Perugino, ihn in die antike Mythologie einführte, die ihm zeitlebens als etwas ungemein Kostbares erschien und ferner, wie der Genuese Andalone del Negro ihm einige astronomische Kenntnisse beibrachte. Auch etwas Griechisch konnte er erringen: doch es blieben stets bloß kümmerliche und verworrene Trümmer. Die wahre Vorbereitung für seinen künftigen Beruf: den nämlich, der größte Novellist aller Völker zu werden, die fand er nicht in den Büchern sondern in der bunten Gesellschaft Neapels. Die schöne und leichtfertige Maria d'Aquino, die natürliche Tochter König Roberts, wurde auf den geistvollen Jüngling aufmerksam, zog ihn in ihre Gesellschaft und gestattete ihm sogar eine kurze Tour in der raschen Folge ihrer Liebhaber. Auch andern Frauen gelten seine aus dieser Zeit erhaltenen Liebeslieder, und wir erkennen dabei unschwer, dass diese Beziehungen nicht bloß platonischer Natur waren. Doch nicht nur die obersten Kreise, die hohen Damen und Ritter lernte Boccaccio, wie seine Werke beweisen, aufs Genaueste kennen, das ganze neapolitanische Leben der großen und kleinen Bürger bis hinab in die Welt der Dirnen, Diebe und Zuhälter umfasst und schildert unser Dichter mit solcher Naturwahrheit (bloss Giordano Bruno kommt ihm darin gleich), dass wir dabei unleugbar an recht bedenkliche „Fachstudien“ zu denken haben.

Diese neapolitanischen Jahre waren die glücklichsten seines Lebens. Als Boccaccio schon längst wieder in Florenz war, hing sein Sinn noch immer an den farbenschillernden Erinnerungen: mit den Gestalten seiner Maria und ihrer Damen belebte er fortan die strahlende Welt seiner Dichtwerke.

Von der Rückkehr in die Heimat an lassen sich die äußern Schicksale Boccaccios in wenig Worte dahin zusammenfassen, dass er sich fortan standhaft demjenigen Berufe widmet, den er als seine innerste Vokation erkannt hat: dem des freien Dichters. Eine lange Reihe von Werken in Prosa und Poesie flossen nun aus seiner Feder, darunter das unsterbliche Novellenbuch: der *Decameron*. So wird er der Schöpfer der italienischen Kunstprosa. Ein Ruhmestitel bleibt auch die Rettung des Tacitus aus der in Verfall geratenen Bücherei von Montecassino.

Wohl unternahm er im Dienste der Stadt Florenz mehrere diplomatische Missionen, deren liebste der Auftrag war, dem in Padua weilenden Petrarca die Rückerstattung der einst von der Republik konfiszierten väterlichen Güter zu melden. Eine feste Stellung jedoch lehnte er ab, auch als ihm ein Lehrstuhl an der florentinischen Hochschule, dem Studio, angeboten wurde.

Im Jahre 1361 vollzog sich eine tiefe Wandlung in seinem Wesen. Er, der die Kniffe der Mönche so schonungslos verhöhnt hatte, ließ sich durch die drohenden Worte eines Karthäusermönchs, der ihm Tod und Hölle in nahe Aussicht stellte, derart erschüttern, dass er seinen bisherigen profanen Studien und seiner italienischen Schriftstellerei gänzlich entsagte und fortan bloß mehr lateinische Kompendien über antike Geographie und dergleichen verfasste. Im letzten Lebensjahre ließ er sich auch bewegen, Dantes göttliche Komödie öffentlich zu erklären; doch eine widrige Krankheit, die Krätze, zwang ihn bald, seine Vorlesungen abubrechen. Am 21. Dezember 1375 starb Giovanni Boccaccio.

* * *

Es gibt nicht leicht ein Zeitalter, das von so tiefen Gegensätzen erfüllt wäre, wie das vierzehnte Jahrhundert. Im ersten Viertel hatte Dante sein grandioses Gedicht geschaffen, worin die ganze Wissenschaft des Mittelalters dargelegt wird, getragen vom Flügelschlag eines mächtigen Genius. Im letzten Viertel sehen wir die Schule der florentiner Humanisten auf Petrarcas und Boccaccios Spuren ausziehen, um die neue Welt des Altertums zu heben und zu retten. Es scheint ein völlig jäher Bruch zwischen zwei gänzlich verschiedenen Zeitaltern und Weltauffassungen vorzuliegen. Sieht man indessen näher zu, so gewahrt man, dass in diesem Übergang vom Mittelalter zur Renaissance eine scharfe Grenze nicht gezogen werden kann: dass vielmehr die *alten Gegensätze auch in der neuen Zeit weiter fortbestehen, bloß in veränderter äußerer Form*. Aus diesem großen Übergangsprozess, in welchem man seit Jakob Burkhart die Wurzeln unseres modernen Staates, wie unseres heutigen Denkens und Fühlens erkannt hat, mögen hier bloß *drei* Gesichtspunkte zur Sprache kommen, in denen der Geist und die Stellung Boccaccios und in

seiner Person das Grundelement des Humanismus besonders durchsichtig zu Tage tritt. Wir meinen die Ansichten unseres Dichters über Politik, Libertinismus und Altertum.

In all diesen Fragen tritt als tiefstes und eigentlichstes Talent Boccaccios seine unvergleichliche Beobachtungsgabe hervor; er ist der gottbegnadete realistische Schriftsteller gegenüber den Idealisten Dante und Petrarca.

* * *

Dante, den doch eine so heiße Liebe zur Heimatstadt durchlohte, ließ sich vom magischen Glanze der mittelalterlichen Weltmonarchie blenden und sah das Heil Italiens im deutschen Kaiser Heinrich VII. — Petrarca, der Freund und Bewunderer des römischen Republikaners Cola di Rienzo, ermahnte den Böhmen Karl IV. in begeisterten Worten nach Italien herabzusteigen und das alte deutsch-römische Reich wieder aufzurichten.— Auch Boccaccio vermochte sich in seinen ersten Schriften noch nicht von den zwei Lichtern des Mittelalters: Papst und Kaiser, loszurinnen. Dann aber nach der Rückkehr in die Heimat ward er anderer Meinung: da inspirierte er sich an der wirklichen Politik der Stadt Florenz, die seit einem Jahrhundert auf Freiheit und Selbständigkeit von Kaiser und Papst hinzielte. So flucht Boccaccio dem deutschen Imperator Karl IV. und verhöhnt grimmig das deutsch-römische Reich als ein Schattenbild. Unter dem modischen Petrarca nachgebildeten Gewande eines lateinischen Schäfergedichtes behandelt unser Dichter die politischen Aspirationen seiner Heimat in einer Weise, wie es kein anderer Autor seiner Zeit tat und die bloß ein Gegenstück findet in dem männlichen Auftreten der florentiner Gesandten vor dem Böhmen Karl IV. Der Schäfer Daphnis (Karl IV.) und die Hirtin Florida (die Blumenstadt Florenz) führen im Gedichte Boccaccios das folgende Gespräch:

„Warum verlässest du meine Hürden, o Florida?“ „Weil du, o schmähhlicher Dieb, unsere Herden nicht beschützt, und weil du die Lämmer auf den Weiden des Alpheus (eine Anspielung auf die Pisaner, welche Karl entgegen seinen Schwüren sich unterworfen hatte) scheußlich misshandelt hast“. — „Konnte ich denn

meine Herden nicht dahin führen, wohin es mir gefällt?“ — Da bekommt Daphnis die Antwort: „Was haben *wir* überhaupt mit dir gemein? Die Alphaer stammen aus Griechenland, deine Wiege stand in der trostlosen, rohen, ungebildeten Barbarei!“ — „Die Waldbewohner (die deutschen Fürsten) machten mich zum Herrn über die Völker, die am Indus wohnen, und am sternentragenden Atlas, derer die der Ebro bespült und die der schwarze Garamantes mit seinem glühenden Sande bedroht. All diesen Hirten gebiete ich; was wagst du allein, o unsinniges Weib, mich zu höhnen?“ Darauf gibt Florida unumwunden ihre Ansicht über das Weltreich des Mittelalters kund: „Mit welchem Rechte behauptest du den Völkern zu gebieten, welche das geblendete Altertum an die Grenzen des Himmels verlegt oder unter die Wellen des Meeres, du, dem nicht ein einziges Winkelchen verbleibt, welchem du deine gebrechlichen Gesetzlein auflegen könntest? Die Mosel trennt deine „Inder“, deine „Getuler“, bespült die Elbe, — geh o Zierde der Nordländer und täusche deine zweizüngigen Teutonen; wohl kennen *wir* deine hohlen Titel und deine trägen Pfeile. Lieber wollte ich sterben, als zu erleben, dass du in Rom den Lorbeer aufs Haupt dir setztest . . . Ich habe dich stets nur gekannt, wie du trügerisch mit Netzen kämpfst, da du mit den Waffen nichts zu Stande bringst. Einst habe ich dir geglaubt, dir meine Herden anvertraut, meine Umarmung und Kuss gewährt — doch die Zeiten sind vorüber und kehren nimmer zurück: es war, da Daphnis selbst noch große Pläne hegte. Und wenn der höchste Apollo (der Papst) deine Schläfe mit dem Lorbeer umwindet, so soll er es meinetwegen tun, jedem verbleibe sein eigenes Gebiet. Ich bin ein freies Weib, bin keinem Gatten verbunden, ich widersetze mich dem Ehelager und den ehelichen Gesetzen, ich bin voll Kraft und bin voll Mut, Bogen besitze ich und furchtbare Hüter meiner Schafe, die einst die grimme Lycisca (die römische Wölfin?) gebar und eher werde ich sterben als die florentinischen Lilien den nordischen Raben hinzuwerfen.“

So ist die friedliche Schäferdichtung zur äußern Hülle geworden, unter der ein Dichter das Hohelied florentinischer Freiheit singt und worin ein Realpolitiker seine Heimat auf ihre eigenen Füße stellt. Die angestammt guelfische Gesinnung und der

Aufenthalt am reichsfeindlichen Hofe von Neapel spielen natürlich keine geringe Rolle in diesen kraftvollen Äußerungen. Boccaccio war aber so wenig blind für die eigennützige Politik der florentiner Guelfen und tadelte sie so scharf in andern Gedichten, dass er schließlich sogar in den Ruf eines Feindes der Regierung kam, die man seit Dantes Zeiten mit dem Namen der Ghibellinen belegte.

* * *

Die ganze mittelalterliche Gesellschaft spaltete sich in die Kasten der Kleriker und Laien. Jene, die Geistlichen und Gelehrten, bildeten die große Studienrepublik; sie verwalteten die Wissenschaft und blickten verächtlich auf die große Masse des Volkes: die Laien herab. Ihre Sprache war das Latein. Die Bürger und Bauern dagegen sprachen und schrieben italienisch und vergalteten die hochnäsige Überhebung der Kleriker durch beißende Witze und Schnurren über den dummen Arzt, den bestechlichen Richter, den unlautern Geistlichen.

Es war ein Bruch mit der ganzen Tradition, dass Dante seine göttliche Komödie, in die er die gesamte Wissenschaft des Mittelalters verwob, italienisch schrieb. Die Vorwürfe der Zeitgenossen blieben ihm darob nicht erspart und eine ganze Anzahl späterer Kommentatoren schrieben ihre Noten in der sich allein für wissenschaftliche Zwecke schickenden lateinischen Sprache. Es spricht daher keineswegs eine durch die frisch erweckten Altertumsstudien *neu* erzeugte Verachtung des Italienischen, sondern bloß das mittelalterliche Klerikervorurteil aus den Worten mancher Humanisten, die orakelten, es fehle Dantes Werk zur Vollkommenheit bloß das lateinische Gewand. Und wie tief und hartnäckig diese Meinung eingefleischt war, zeigt der Umstand, dass Boccaccio, nachdem er die italienische Muttersprache mit den unsterblichsten Werken geschmückt, auch selber wieder dieser törichten Ansicht verfiel und bloß mehr Lateinisch schrieb. Aus derselben Wurzel entsprangen auch die schwermütigen Skrupeln seiner letzten Tage: unser Dichter hielt wahrhaftig die Krätze für eine direkte Strafe Gottes dafür, dass er dem Pöbel in öffentlichen Vorlesungen und in italienischer Sprache die göttlichen Geheimnisse der *Divina Commedia* entschleierte habe!

Mit dieser Animosität zwischen Klerikern und Laien haben es vorweg die Novellen des Decamerons zu tun. Boccaccio fühlte sich nämlich in der besten Zeit seines Schaffens gründlich als Laie, nicht als Gelehrter. Seine verschiedenartigen Werke geben einen wahren Spiegel für das Leben seiner Zeit, besonders aber dessen, woran die Laienwelt sich ergötzte: da finden wir rührende Liebesgeschichten und Abenteuerromane, ritterliche Kämpfe und derbe Possen, in allererster Linie aber die mittelalterlichen Schwänke vom Ehetöpel und der schlaun Gattin, von schlechten Pfaffen und Mönchen, von dummen Richtern und Ärzten. Aus der ungeheuren Masse der novellistischen Matière roulante stammten diese Geschichten und wurden zu allen Zeiten vor und nach Boccaccio erzählt. Was ihn aber von seinen Vorgängern und Nachfolgern unterschied, war nicht der *Stoff*, wohl aber die *Behandlung*. Er war der erste und größte wirkliche Künstler, der die rohen mittelalterlichen Stoffe zu einem unsterblichen Bau zusammenfügte, sie mit einer wunderbar feinen Menschenkenntnis und Ironie durchsättigte: sie dadurch *adelte*.

Die schlechten Mönche waren zu allen Zeiten verlacht worden, aber Boccaccios Frate Cipolla, der eine Papageienfeder vorzeigt und vorschwindelt, sie stamme vom Erzengel Gabriel, ist unsterblich geworden.

Dies gilt auch in ganz besonderem Maße von Boccaccios Weibernovellen. Die Frauen gaben unserem Dichter seiner Lebtag viel zu schaffen. Die Dantebiographie ausgenommen schrieb er kaum ein italienisches Werk, das nicht irgend eine Liebesgeschichte enthielte, und sogar nach der Bekehrung zum strengsten Puritanismus vereinigte er in einem lateinischen Opus eine Anzahl Biographien berühmter Frauen. Aus den vielen durchsichtigen Anspielungen der Romane können wir unschwer erkennen, dass er manche erzählte Liebesabenteuer selbst erlebte. Aber schließlich ließ sich Meister Giovanni, der mit so überlegener Ironie die gefoppten Liebhaber und Ehemänner und die tausendlei Ränke und Schliche der Frauen beschreibt, in höchst eigener Person von einer florentiner Witwe schmählich an der Nase herumführen. Er überschüttete sie nämlich trotz seines bestanden Alters mit glühenden Liebeserklärungen. Aber die Treulose las seine zartesten Ergüsse lachend einem Andern, dem wahren

Liebhaber vor und klatschte des Dichters Herzensgeheimnis in der ganzen Stadt herum. Da rächte sich Boccaccio durch eine eigentliche Schmähchrift in Gestalt eines Traumbildes. Der verstorbene Gatte der hinterlistigen Witwe erscheint darin dem schlummernden Dichter und schildert ausführlich alle Laster der Frauen im allgemeinen und der seinigen im ganz besondern. Die Beschreibung der Morgentoilette und die komplizierten Operationen des Schminkens sind dabei von großer komischer Kraft, aber man fühlt allzu sehr die persönliche Rache, um das Werkchen (*Corbaccio* genannt) als makelloses Kunstwerk zu empfinden.

Dass Boccaccio aber ob all den galanten Abenteuern, die er erlebte und beschrieb, keineswegs der tiefe Sinn für die Gefühle der tüchtigen Frauen und Mädchen abging, zeigen manche Novellen voll des zartesten Verständnisses für die treue und ehrbare Liebe. Wie sehr man endlich fehl gehen würde, in Boccaccio einen Frauenrechtler zu sehen (wie behauptet worden), beweisen die Worte, die er einer der Erzählerinnen des Decameron in den Mund legt: „Buon cavallo e mal cavallo vuol sprone, E buona femmina e mala femmina vuol bastone!“ So darf man auch seine Geschichten über die liederlichen Geistlichen nicht all zu tragisch nehmen und daraus Unglauben folgern, gleich wie es verfehlt wäre, aus der kräftigen Sinnlichkeit, mit der die Frauen und Mädchen um so eingehender beschrieben sind, je weniger Kleider ihre Schönheit verhüllen, auf einen bössartigen Epikuräer zu schließen. Boccaccio zeichnete das Leben, wie er es vor sich sah. Er war dabei vor seiner Bekehrung zwar sicherlich kein bigotter Mensch, aber ebenso fern lag ihm eine prinzipielle Feindschaft gegen Religion, Kirche oder Moral.

* * *

Am lehrreichsten ist es, die Wirkung der Altertumsstudien auf seine Werke zu verfolgen. Schon im ersten Prosawerk, dem *Filocolo*, worin er den altfranzösischen Abenteuerroman von Floire und Blanchefleur frei bearbeitet, lässt er die olympischen Götter in einer Menge eingeflochtener Episoden als Retter der bedrohten Helden auftreten. Venus erscheint, die holdseligen Glieder von einem duftigen Schleier umhüllt, Mars zieht finster und furchtbar in einer roten Feuerlohe daher. Und da die beiden Liebenden

sich endlich in einem Haremsturme finden, und in ihrer durch tausend Gefahren und Versuchungen treu bewahrten Liebe vor der Statue Amors die Ringe wechseln, da leuchtet das Götterbild in überirdischer Schönheit, die Säulen klingen Musik, von unsichtbaren Händen werden die antiken Brautfackeln durch das Gemach getragen. Schließlich erscheinen Venus und Amor in eigener Person, um sich am Glück der treuen Liebe zu weiden, und auch die jungfräuliche Diana schließt sich an, aus Freude darüber, dass Florio und Biancafiore bis zu ihrer Vermählung rein und keusch geblieben sind. — Daneben finden sich Ovid nachgebildete Metamorphosen und antike Fabeln in der unförmlich ausgedehnten und manchmal auch recht langweiligen Schilderung.

Schon in diesem frühesten Werke sehen wir in typischer Weise den Einfluss der aus tausendjährigem Winterschlaf erwachten Altertumsstudien: das neu erweckte Kunstverständnis für die Formschönheit der Antike. Es ist nicht nur die eigene Sinnlichkeit, welche Boccaccio antreibt, seinen Roman mit einer Schar nackter Nymphen und Göttinen auszustatten, es ist viel mehr das Entzücken des Künstlers an der Schönheit des Menschenkörpers.

Und wir erkennen ferner, dass das Altertum nicht als antiquarische Pedanterie in Boccaccios Werke einzieht, sondern dass es die verwandten Kräfte in seiner Dichterseele auslöst, sie durch das edle Vorbild erst zur Imitation, dann zur Schöpfung zwar ähnlicher, doch frei und selbständig empfundener Kunstwerke anspornt. Wenn in diesem frühesten Romane die Nachahmung Ovids noch allzu schulmäßig erscheint, so zeigen die wundervollen Schilderungen späterer Werke, wie des *Ameto*, dass ihm die Farbenglut der antiken Dichter nunmehr aus dem eigenen Herzen quillt. Im *Ninfale Fiesolano* endlich ist Boccaccio zur vollen Entfaltung seiner künstlerischen Eigenart gelangt: mit derselben Meisterschaft, wie ein alter Klassiker handhabt er die Kunstform des Idylls und schafft in freier Erfindung ein Gedicht voll von unvergänglichem Liebreiz.

Und dieser Werdegang unseres Dichters ist auch der Werdegang der ganzen Renaissancebewegung. Aus *ästhetischer* Freude an den Kunstwerken der Antike studieren die Humanisten das Altertum, flechten sie erst einzelne Bilder, Sentenzen und Redewendungen in ihr mittelalterliches Latein, worin sie die Proble-

me des Trecento und Quattrocento behandeln. Manche bleiben schon auf dieser Stufe stehen, die meisten dringen einen Schritt weiter zur direkten Imitation der antiken Schriftwerke vor. Viele, die pedantischen Schulmeister voran, die kleinen und mittelmäßigen Köpfe, blieben nunmehr in dieser Nachahmung stecken. Die *großen Geister* und die *wahren Künstler* überwinden auch dieses Stadium und gelangen, geläutert und gereift, ohne Schaden an ihrer Originalität genommen zu haben, nachdem sie das Beste der antiken Kunst in sich aufgenommen und verarbeitet, zur höchsten Entfaltung ihres Genius. So tat es die lange Reihe der Großen von Boccaccio bis zu Ariosto und Macchiavelli.

Das *Gemeinsame* all dieser Männer war nicht die Weltanschauung oder Lebensauffassung, die politischen oder religiösen Ansichten: all das ging so weit auseinander wie die geistigen Anlagen des Einzelnen, sondern bloß die künstlerische Freude an der Antike, das inbrünstige Streben, aus dem Schutt der Vorzeit die Denkmäler des Altertums zu befreien und aus ihnen zu lernen.

Nach dem Grad des Eindringens in die Antike und der Assimilationsfähigkeit dagegen, nach Geschmack und Neigungen, politischem und religiösem Glauben gingen sie — und das ist der einzige Individualismus der Renaissance — weit auseinander.

* * *

Giovanni Boccaccio ist das Bild der merkwürdigsten Gegensätze: frech und fromm, gerieben und naiv, melancholisch und lebensfreudig, ein gottbegnadeter realistischer Künstler, der sich stets zur idealistischen Schriftstellerei zwingen will. Diese letzte Seite, die seiner tiefsten Naturanlage so sehr zu widersprechen scheint, ist eine Folge seiner rührenden Verehrung für Dante und Petrarca, neben denen er sich zeitlebens — und zwar völlig mit Unrecht — bloß als kleiner Stümper vorkam.

Neben einer beschränkten Anzahl anstößiger Novellen im großartigen Werke des Decamerons enthält sein Lebenswerk so viel *Ernstes* und *Schönes*, sein Charakter, neben menschlichen Schwächen, so viel *Starkes* und *Männliches*, dass wir ihn an seinem 600. Geburtstage nicht nur als den größten Novellisten aller Zeiten, sondern auch als einen *guten* und *großen* Menschen verehren dürfen.

ZÜRICH

E. WALSER